

Schöne Fassaden, aber auch in Kuba ist die Armut mit Händen zu greifen: die Plaza Vieja in Havanna



Foto: Lene Grösch

Der alltägliche Ausnahmezustand

Auf ihren Reisen zur Vorbereitung des Festivals „¡Adelante!“ am Theater Heidelberg waren Dramaturgin Lene Grösch und Intendant Holger Schultze mit den sozialen Extremsituationen lateinamerikanischer Länder konfrontiert

Text_Lene Grösch/Holger Schultze

Das kleine graue Flugzeug auf dem Monitor in der Rücklehne des Vordersitzes kreist seit einer guten Stunde über Venezuela. Nach 13 Stunden Flug hängen wir in der Luft fest, weil der Flughafen in Bogotá, Hauptstadt Kolumbiens und unser eigentlicher Zielort, den Totalausfall durch einen Blitzeinschlag vermeldet hat. Alle übrigen kolumbianischen Flughäfen erteilen uns wegen akuter Überfüllung keine Landeerlaubnis, selbst die letzte Hoffnung Panama hat inzwischen abgesagt, und das Kerosin geht unweigerlich zur Neige. Unser Pilot entschuldigt sich dafür, dass wir keine andere Möglichkeit hätten, als in Caracas zu landen. Er würde aber alles versuchen, uns so schnell wie möglich wieder in die Luft zu bringen. ➔



Wie viel Abweichung verträgt der Mensch?

Eine eher unwissenschaftliche Definition von Normalität behauptet, alles sei normal, was wir gewöhnt sind. Aber das reicht bei Weitem nicht aus. Ein Begriff von Normalität in komplexen Systemen wie einer Gesellschaft verlangt sehr viel mehr. Das Normale wird genau dann unscharf, wenn die empirischen Bezugsreferenzen nichts mehr mit unseren Wertvorstellungen zu tun haben. Kann der von Gewalt und Korruption geprägte Alltag in Mexiko normal sein? Kann man sich an jahrzehntelange Bürgerkriege in Peru oder Kolumbien gewöhnen? Können Militärdiktaturen einem gesellschaftlichen Normalzustand entsprechen? Und selbst wenn man die Frage mit einem klaren Nein beantwortet, bleibt unklar, wo denn dann das liegt, was die Naturwissenschaft als „Nulllinie“ bezeichnet: die Festlegung des Normalen, um das Abweichende überhaupt diagnostizieren zu können. Um dann im nächsten Schritt fragen zu können: Wie viel Abweichung verträgt ein Mensch – und wie lange?

Nach einem Treffen mit dem kolumbianischen *Mapa Teatro*, das die wunden Punkte der kolumbianischen Gesellschaft in gespenstisch aufrüttelnde Theaterabende übersetzt, trauen wir uns am letzten Abend, die 400 Meter zum Hotel alleine in der Dunkelheit zu laufen. Vor uns läuft eine junge Kolumbianerin in einem absurd anmutenden Zickzack die Straße entlang. Wir brauchen eine Weile, bis wir erkennen, dass sie zielstrebig potenziellen Gefahren auf ihrem Nachhauseweg ausweicht. In 24 Stunden wird uns diese Szene absurd vorkommen, dann sind wir in Chile, der heimlichen Schweiz Lateinamerikas.

Der lächelnde Kellner: ein Folteropfer

Dort wird das Erschreckende nicht im physischen Sicherheitsempfinden liegen, sondern eher in der Beiläufigkeit, mit der ein lächelnder Kellner in der Markthalle erzählt, sein Bild würde im Museum der Erinnerung und der Menschenrechte hängen, weil er mehrere Monate im KZ gefoltert wurde. Dort erleben wir eine

Eine unserer Vorbereitungsreisen für das iberoamerikanische Festival *¡Adelante!* beginnt also genau in der Stadt, die kurz zuvor von einer mexikanischen NGO als „gefährlichste Stadt der Welt“ ermittelt wurde. Selbstverständlich hat das keine Auswirkungen auf unsere Reise. Wir landen in Venezuela, tanken auf, fliegen weiter, erreichen Bogotá – und können endlich das tun, was wir vorhatten: das *Festival Iberoamericano de Teatro de Bogotá* besuchen, das größte Theaterfestival in spanischer Sprache weltweit, in dessen Zeitraum sogar die Kriminalitätsrate der Stadt entscheidend sinkt. Wir können Gastspiele anschauen, uns mit Theaterschaffenden treffen, kulturpolitische Gespräche führen, aber eines können wir nicht: die gefühlte Erfahrung der venezolanischen Unsicherheit *nicht* mit der Situation in Kolumbien vergleichen. Allen Warnungen zur Sicherheitslage im Vorfeld zum Trotz fühlen wir uns in Bogotá durchaus sicher. Gewiss, wir dürfen bestimmte geographische Linien nicht übertreten; gewiss, wir fahren nur mit speziellen Taxen, wir erwarten von Polizisten keinerlei Hilfe im Ernstfall. Aber die Maschinenpistolen der Polizisten sind so viel graziler als in Mexiko – und dass wir vor allen Theateringängen von bewaffnetem Sicherheitspersonal kontrolliert werden, werten wir fast schon mehr als anekdotische Kuriosität denn als beunruhigendes gesellschaftliches Indiz. Am Ende des Jetlags sind wir in einer gefühlten Normalität dieser lateinamerikanischen Großstadt angekommen, die auf nicht mehr und nicht weniger als banaler Gewöhnung basiert. Aber ab wann ist das Empfinden von Normalität nicht mehr normal? Wie sehr lässt sich der permanente gesellschaftliche und politische Ausnahmezustand in Ländern wie Mexiko, Kolumbien, Brasilien oder Peru überhaupt „normalisieren“?

Tamara Ferreira in der Produktion „Inútiles“ der chilenischen Theatergruppe SUR



Julián Díaz, Heidi Abderhalden und Andrés Castañeda (v. l.) in „Los inconcluidos: un tríptico“ des Mapa Teatro in Bogotá

noch junge Demokratie, deren Diktaturvergangenheit unter Pinochet gesellschaftliche Wunden erlitten hat, die nicht ansatzweise geheilt oder auch nur aufgearbeitet sind. Wir diskutieren mit Künstlern, die staatlichen Positionen grundsätzlich mit extremem Misstrauen und Korruptionsverdacht begegnen und deren Arbeit deshalb auch immer ein Kampf für die Werte von Demokratie verkörpert, die keine Selbstverständlichkeit besitzen.

Auch die Theatermacher auf Kuba, die wir auf unserer nächsten Reise treffen, haben durchgehend ein sehr spezielles Verhältnis zu der politischen Führung ihrer sozialistischen Inselrepublik – verursacht durch die systemimmanenten Widersprüche, mit denen sie leben müssen. So sind sie beispielsweise staatliche Angestellte, was in der Theorie zwar gut klingen mag, was sich bei einem Monatsgehalt von umgerechnet circa 30 Euro (das seit den 70er-Jahren kein einziges Mal erhöht wurde!) aber schnell relativiert. Die Armut, das begreift man schnell, wenn man die ausgetretenen Pfade zur Hemingway-Bar *El Floridita* nur ein kleines bisschen verlässt, ist mit den Händen zu greifen: bitter und desillusionierend. Die Zweiklassengesellschaft, hervorgerufen durch eine jahrelange Mangelwirtschaft Kubas, manifestiert sich in Alltagserfahrungen.

Das Erleben von staatlicher Fragilität

Als Kulturkuratoren reihen wir uns nahtlos ein in die Reihe der

Touristen, die gnadenlos bevorzugt werden: Hühnerbrust gibt es nur in Hotels und Restaurants, der gemeine Kubaner muss sich mit der Keule zufriedengeben. Gleichzeitig grassieren immer offener und trotzdem streng verbotene Phänomene wie Sextourismus. Die hoffnungsgeschwängerte politische Öffnung Kubas wird zu einem zweiseitigen Schwert, die Angst vor der Abhängigkeit von Touristen und ausländischen Investoren wächst. 5000 junge Kubaner verlassen derzeit pro Monat (!) das Land, so wird es zumindest in Havanna kolportiert. Die Künstler, die ihr Land nicht verlassen, müssen sich notgedrungen mit dieser Realität auseinandersetzen.

Das Erleben von staatlicher Fragilität in vielen Ländern Iberoamerikas macht die künstlerisch-diskursive Auseinandersetzung mit eklatanten Themen mehr als virulent. Eine beeindruckende Zahl an Theatermacherinnen und Theatermachern fordert laut, mutig und ästhetisch hoch spannend die Aufarbeitung von Vergangenheit und arbeitet sich an der Gegenwart ab.

Trotz miserabler Produktionsbedingungen, trotz Einschüchterung und politischer Zensur. Weil sie dafür kämpfen, den Ausnahmezustand nicht als Normalität zu akzeptieren. Weil der Maßstab für die Nulllinie der Normalität nicht am jetzigen gesellschaftlichen Zustand gemessen werden darf. Das darf uns auch in Europa und Deutschland zu denken geben.

DAS FESTIVAL „ADELANTE!“

11. bis 18. Februar am Theater Heidelberg

Zwölf Gastspiele aus Lateinamerika und Spanien sowie eine deutsch-chilenische Koproduktion
Schirmherr: Dr. Frank-Walter Steinmeier, Mitglied des Deutschen Bundestages und Bundesminister des Auswärtigen.

Ausführliche Infos unter:
<http://www.adelante-festival.de/de>